

Damals war's ...

Wie die Kathinafeier ins Leben kam

Eulenflügel, Antilopenfell, Streifen aus Baumrinde, geflochtenes Menschenhaar – kurios kann einem das vorkommen, was Indiens Asketen zu Buddhas Zeiten als passende Bekleidung ansahen. Übertroffen wurde diese Praxis nur von der Gruppe der Niganthas, was wörtlich „nicht verknotet“ bedeutet – sie trugen nichts, Nacktheit war ihr Markenzeichen.

All das untersagte der Buddha seinen Schülern, den Bhikkhus. Aber auch dieser Name (wörtlich „Bettler, um Almosen bittend“) ist bezeichnend: Nicht gefesselt an irgendwelchen Besitz, sondern nur von dem lebend, was andere aus freien Stücken gaben. Oder weggeworfen hatten. Und so trugen die Bhikkhus in den Anfangsjahren der Sangha, der Gemeinschaft, nur Tücher zusammengeflochten aus dem, was auf dem Abfallhaufen lag oder worin man die Leichen auf dem Totenacker eingewickelt hatte. Sauber gewaschen, vernäht und gefärbt – das war die Bekleidung, die einem Bhikkhu ziemte. Den Buddha selbstverständlich eingeschlossen.

Der Leibarzt eines befreundeten Maha Rajas sorgte für den Umschwung. Ein von ihm Geheilter schenkte als Dank ein Paar Bekleidungstücher,

„das höchste, beste, erste, oberste, prächtigste von vielen tausend, vielen hunderttausend Kleidungsstücken.“ Für ihn selbst erschien es zu kostbar, aber passend für einen Buddha! Da er den Erhabenen gerade von einer schmerzhaften Darmkrankheit befreit hatte, nutzte er die Gunst der Stunde für die Bitte, der Große Lehrer möge diese Bekleidungsstücke aus Mitgefühl annehmen und auch seinen Schülern erlauben, Roben von den „Hausleuten“, also den dem üblichen weltlichen Leben verbundenen Unterstützern, anzunehmen. Der Buddha sah die Freude seines Arztes hinter der Bitte, stimmte zu und, so sagt die Geschichte, „die Leute wurden froh und begeistert: ‚Jetzt werden wir Gaben geben und gute Werke tun‘“.

Daran hat sich bis zum heutigen Tage nichts geändert in den Theravada-Ländern, also in Myanmar, Sri Lanka oder Thailand. Warum? Nun, jene die „gute Werke tun“ wollen, haben zumindest eine Ahnung davon, dass ihre eigene Lebensweise nicht den inneren Frieden, nach dem sie sich sehnen, herbeiführen kann. Sie wissen und erleben mehr oder weniger bewusst mit Hilfe der Buddhalehre, dass die

**Beitrag von
Bhante
Anuruddha**

Glücksmomente, die sie erfahren, als Voraussetzung die Berührung eines ihrer Sinnesorgane (Auge, Ohr, etc.) mit einem „Ding“ benötigen, das in ihrer Erinnerung als schön oder angenehm registriert ist. Ohne diese Berührung kann kein Gefühl entstehen, weder Freude noch Trauer. Aber kein solcher Kontakt kann von Dauer sein; folglich kann auch kein solches Gefühl von Dauer sein; folglich ist die Suche nach wirklichem Frieden in dieser Richtung zwar letztlich hoffnungslos, aber sie spüren, wie sehr sie von ihren eingefleischten Gewohnheiten gefesselt sind.

Doch der Buddha hat den Ausweg aus dem Dilemma gefunden, ist ihn selbst gegangen und hilft nun anderen, ihm nachzufolgen: jegliches Begehren nach dieser bescheidenen Art von Glück aufzugeben, so lautete seine Wegweisung. Nach Höherem sei zu streben, nach Nibbana, dem Auslöschen all der Leidenschaften, die am Ende doch immer nur in Enttäuschung münden. Und von den Bhikkhus, seinen ordinierten Schülern, kann man wohl erwarten, dass sie sich allen Ernstes auf diesem Weg voran bemühen und alles versuchen, um sich freizustrampeln von dem ewigen Drängen der Sinne. Wenn man nun jenen hilft, das zu tun, was man eigentlich selber tun müsste, aber irgendwie „nicht auf die Reihe“ kriegt, dann hält man zumindest die Verbindung zu solch einem

heilsamen Leben – je enger, desto besser – bis man irgendwann vielleicht doch selbst diesen Weg betreten und gehen kann. Das ist der Hintergedanke, der seit zweieinhalb Jahrtausenden für Freude sorgt bei denen, die geben. Und natürlich auch bei jenen, die nehmen – nun also auch mit der Erlaubnis, endlich das Flickentuch austauschen zu dürfen gegen einen funkelneuen Stoff. Zu bald allerdings nahm damals diese Freude die Farbe von Habsucht an: „Ein Bündel Stoff auf dem Kopf, eins auf der Schulter, eins auf der Hüfte tragend“ – so traf der Buddha einige seiner Schüler an und zog die Bremse: Nur noch drei Tücher sollten reichen für ein Jahr, und neue durften nur während des einen Monats im Anschluss an die Regenzeit angenommen werden. Was sich als etwas zu eng herausstellte und nachgebessert wurde: Jene Bhikkhus, die ihre dreimonatige Regenzeit-Klausur ungebrochen eingehalten hatten – und nur sie! – durften aus einem bestimmten, von den Unterstützern aus Eigeninitiative geschenkten Stoff eine Robe nähen und mit dieser in einem besonderen Ritual „die Kathina ausbreiten“. Dann hatten sie fünf Monate Zeit, um sich ordentliche Bekleidungstücher, die wir heute Roben nennen, zu beschaffen.

Das war der Ursprung des Kathina-Festes, und bis heute ist es der unum-

strittene Höhepunkt im gemeinsamen Wirken von Bhikkhus und Unterstützern geblieben – im fernen Asien ebenso wie hier im Allgäu. Ungeachtet der ganz anderen äußeren Bedingungen ist dabei eine Gemeinsamkeit unübersehbar: Die Freude an einem Leben, das eine heilsame Richtung genommen hat, und jeder führt es entsprechend seinen Möglichkeiten und natürlich auch so gut wie möglich. Aus dieser Freude heraus wird nun verständlich, warum das Spenden der Kathina-Robe ein solch begehrtes Privileg ist: Sie ist

der (an-)fassbare Auslöser dieses so tiefgehenden Umschwungs von Herz und Verstand: nämlich der Abkehr von der Glückssuche im Habenwollen und der Entdeckung von Freude im Gebenwollen. Über den Rahmen, in dem solch Wende bei uns erlebt wurde, berichtet der folgende Artikel „Robe, Regenbogen und Riesenfreude“ auf der nächsten Seite.

Alle Zitate sind dem Mahavagga des Vinaya-Pitaka, Kapitel 8, entnommen.



Gemeinsame Gabe – gemeinsame Freude: Die Mitglieder der Sangha-Süd überreichen die Kathina-Robe.“